



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ulrich Engel

Gdańsk 2019, Nr. 41

<https://doi.org/10.26881/sgg.2019.41.14>

Ulrich Engel

Heppenheim

Lebenslauf bis 2019¹

Ulrich Engel schildert die einzelnen Stationen seines Lebens: als Kind im Vorkriegsdeutschland und als junger Soldat, anschließend seine Lehrertätigkeit und wissenschaftliche Laufbahn, insbesondere seine Funktion als Direktor des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim. Er hebt seine Tätigkeit als Leiter von mehreren Projekten von kontrastiven zweisprachigen Grammatiken sowie Valenzwörterbüchern hervor. Dabei schildert er seinen familiären Hintergrund als Spiegel des gesellschaftlich-politischen Wandels im Vor- und Nachkriegsdeutschland.

Schlüsselwörter: Ulrich Engel, Institut für Deutsche Sprache, Kontrastive Grammatik, Kontrastive Valenzlexikographie, Dependenzgrammatik

My biography until 2019. – Ulrich Engel describes the following stages of his life: his childhood in Germany before the Second World War, his conscription into Hitler's army, his work as a schoolteacher in post-war Germany and his subsequent scientific career, especially his activity as the director of the Institute for the German Language (Institut für Deutsche Sprache) in Mannheim. Professor Engel emphasizes his work as the leader of many projects which aimed at preparing a number of bilingual contrastive grammars and several contrastive dictionaries of valence. Moreover, Professor Engel depicts his family background in the wide context of political and social developments in Germany before and after the Second World War.

Keywords: Ulrich Engel, Institute for the German Language (Institut für Deutsche Sprache), contrastive grammar, contrastive valence lexicography, dependency grammar

Am 4. Dezember 2018 veranstaltete das Institut für Deutsche Sprache (IDS) einen kleinen Festakt zum 90. Geburtstag seines früheren Direktors Ulrich Engel. Ich selbst konnte nicht teilnehmen, weil ich zwei Tage zuvor einen völligen physischen Zusammenbruch erlebt habe.

¹ **Schriftenverzeichnisse von Ulrich Engel** sind in folgenden Festschriften zu finden:

EICHINGER, Ludwig M. / KUBCZAK, Jacqueline / BERENS, Franz Josef (Hg.) (2011): *Dependenz, Valenz und mehr. Beiträge zum 80. Geburtstag von Ulrich Engel*. Tübingen: Groos, 196–207; MRAZOVIĆ, Pavica / TEUBERT, Wolfgang (Hg.) (1988): *Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag*. Heidelberg: Groos, 430–436; KAŃNY, Andrzej / SCHATTE, Christoph (Hg.) (1999): *Das Deutsche von innen und von außen. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM; XIII–XIX.

Die neuesten Publikationen ab 2011 wurden verzeichnet in: KAŃNY, Andrzej (Hg.): *Valenz und Dependenz. Theorie und Praxis. Festschrift für Professor Ulrich Engel zum 90. Geburtstag*. Gdańsk, 339–342.

Mir wurde aber berichtet, dass sehr viele eingeladene Personen, darunter Ausländer, mit denen ich zusammengearbeitet hatte, zu der Veranstaltung gekommen waren.

Zum Zeitpunkt des Festaktes hatte ich meine wissenschaftliche Arbeit bereits abgeschlossen. Ich hatte, bei bereits lädiertes Gesundheit, nur noch vor, möglichst so lange zu leben, wie ich meiner schwerbehinderten (an Multipler Sklerose erkrankten) Frau im Haus noch behilflich sein konnte. Wie es zu diesem Zustand zu relativ spätem Zeitpunkt kam, werde ich im Folgenden berichten. Ich gliedere die Darstellung in folgende Kapitel:

1. Kindheit und Jugend,
2. Die Zeit als Student und Lehrer,
3. Das IDS bis 1976,
4. Im IDS nach 1976.

1. Kindheit und Jugend

Geboren wurde ich als erstes von sechs Geschwistern am 20. November 1928, zu einer Zeit, da in Deutschland Besorgnis und Groll gegenüber dem Ausland herrschte – Besorgnis, weil der Zustand unseres Landes dürftig war und die Bevölkerung sich an Rechte und Pflichten in der modernen Demokratie noch nicht gewöhnt hatte; Groll, weil viele glaubten, der verheerende erste Weltkrieg sei nicht von Deutschland zu verantworten, also unser Land sei zu Unrecht bestraft worden. Nicht alle dachten so, aber doch die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung.

Als Hitler am 30. Januar 1933 an die Macht kam, war ich 4 Jahre und 2 Monate alt. Ich geriet also in eine Zeit, in der meist Rache und Wiedergutmachung verlangt wurden, zunächst im Kindergarten, vor allem aber in der Schule, später in der Hitlerjugend – ja, und auch im Elternhaus. Die eben zwanzigjährige Mutter war glühende Verehrerin Hitlers und seiner Politik. Der Vater war kein „Nazi“, hielt sich aber, da er Beamter war und mit Entlassung rechnen musste, mit kritischen Äußerungen zurück. Ich muss hinzufügen, dass beide Eltern von der „Spruchkammer“ – einer in der Nachkriegszeit von den westlichen Siegermächten eingeführten Einrichtung, die die Aufgabe hatte, ehemalige Nationalsozialisten für ihre Tätigkeit im „Dritten Reich“ gegebenenfalls zu verurteilen; die Entscheidungen wurden von Laien getroffen – nicht negativ bewertet wurden. Die Mutter, in späterer Zeit in der „NS-Frauenschaft“ aktiv, wurde als „Mitläuferin“ eingestuft, der Vater, der von 1938 bis 1945 Landrat eines ostschwäbischen Kreises gewesen war, wurde nach sorgsamer Prüfung vieler Einzelheiten völlig „entlastet“; Vorsitz dieser Spruchkammer war ein deutscher, in der Nazizeit emigrierter Jude. Gleichwohl wurde ich im Sinn der Hitlerbewegung erzogen. Die Lehrer in jener Zeit wagten es nicht, Kritik zu üben. Die „Hitlerjugend“, in die wir zehnjährig obligatorisch aufgenommen wurden, verstärkte Hitlerverehrung und nationalsozialistische Einstellung. Fünfzehnjährig kam ich als „Luftwaffenhelfer“ zur Flak, sechzehnjährig wurde ich in den „Arbeitsdienst“ aufgenommen. Wir befolgten treulich und mit großer Begeisterung die erlassenen Verhaltensregeln und glaubten irrsinnigerweise noch im März 1945 an den „Endsieg“. Wer dies alles in der damaligen Zeit nicht miterlebt hat, kann es nicht für möglich halten.

Im April marschierten wir vor den vom Rhein her durch den Schwarzwald vorrückenden Franzosen in weiten Fußmärschen, teilweise nachts, in Richtung Allgäu. Dort gerieten

wir, im Dorf Missen auf der Höhe von Immenstadt, in französische Kriegsgefangenschaft. Ich selbst wurde mit einigen Klassenkameraden in ein Lager in der mittelfranzösischen Stadt Blois gebracht. In diesem Lager hungerten wir zunächst. Gegen Ende 1945 kam eine Kommission des internationalen Roten Kreuzes zu uns, um den physischen Zustand der Gefangenen zu prüfen. Ich wurde als Einziger in meinem Zimmer (wir waren in Baracken zu je etwa 25 Personen pro Zimmer untergebracht) als genesungsbedürftig ausgesondert und in ein „Puddinglager“ bei Chartres verbracht. Von dort wurde ich Ende Januar 1946 nach Hause entlassen.

Meine Eltern hatten natürlich ihre Dienstwohnung aufgeben müssen. Der Vater kam ohnehin in „automatic arrest“. Die Mutter fand mit ihren fünf, nach meiner Entlassung sechs Kindern in einem nahegelegenen Dorf eine viel zu kleine Bleibe. Wir hielten uns durch Feldarbeit bei den Bauern notdürftig über Wasser. Der Vater stieß nach einiger Zeit zu uns. Er suchte, da er als „entlastet“ wieder „beamtenfähig“ war, mit Erfolg eine Stelle beim württembergischen Wirtschaftsministerium in Stuttgart. 1949 zog die ganze Familie nach Stuttgart.

Wir waren immer noch sehr dürftig orientiert über alles, was die Deutschen während der Kriegszeit angerichtet hatten. Im Sommer 1945 wurde uns im Lager in Blois mitgeteilt, dass die Deutschen sechs Millionen Juden ermordet hätten. Wir taten das damals als „Gräuelmärchen“ ab. Erst Jahre später erfuhr ich, dass diese Morde wirklich stattgefunden hatten, größtenteils in Russland beziehungsweise in Polen verübt, wo hinter der Front Sicherheitsdienst oder SS in jedem eroberten Dorf die Juden festnahmen und in ein KZ verbrachten. Das Ende war gewöhnlich der Tod in Auschwitz oder einem anderen KZ.

Es muss wundernehmen, dass wir von allen diesen Untaten nichts mitbekamen. Aber es war nicht nur die offizielle Propaganda, die uns den Blick verschloss – im Ostschwäbischen hatten nicht viele Juden gelebt. Wir fanden zwar an einzelnen Geschäften im Schaufenster Beschriftungen wie „Juden unerwünscht“ oder „Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter“, aber in der Kreisstadt Aalen kannten wir keine Juden. Lediglich in einem weiter ostwärts gelegenen Dorf stand eine Synagoge, die im November 1938 zerstört und abgebrannt wurde, in diesem Dorf lebten Viehhändler, unter ihnen zahlreiche Juden. Ich erinnere mich, dass einmal, tief im Krieg, in unserer Tageszeitung eine Notiz erschien unter dem Titel „Aufhausen judenfrei“. Am Folgetag lasen wir dann die Korrektur „Aufhausen doch nicht judenfrei“. Da sagte ich mir, wenngleich hitlergläubig geprägt, was mit diesem armen Kerl wohl nun passieren werde. Weiter reichten meine Kenntnisse über das deutsche Judentum nicht. Ich habe bis zum Kriegsende nur zwei Juden getroffen, es waren am 10. oder 11. November 1938 der Eigentümer des „Woolworth“ und seine Frau. An ihrem Kaufhaus waren am Morgen nach dem 9. November, dem „nationalen Feiertag“, von der SA die riesigen Scheiben eingeschlagen worden, und die Besucher wollten wissen, was nun mit dem Kaufhaus geschehen solle, sie wollten jedenfalls auswandern. Ich habe später erfahren, dass das Kaufhaus von der Kreissparkasse gekauft wurde.

Ähnliche Ereignisse gab es auch in anderen Orten unserer Gegend; die Masse der Bevölkerung nahm das als Schicksal an, viele eben auch als gerecht angesichts der angeblichen Ausbeutung des Volkes durch die Juden.

Ich muss hier einfügen, dass ich in allen Schuljahren, von der ersten „Volksschul“-klasse (heute „Grundschule“) bis zum Abitur der Klassenbeste war, und man mag sich fragen, warum

ich die Untaten nicht durchschaut habe. Ja, wer intelligent ist, müsste doch hinter die Kulissen geschaut haben. Der Kopf, sage ich mir heute, ist ja zum Denken da, warum habe ich ihn nicht zum kritischen Denken gebraucht? Es gab immerhin in Deutschland junge Leute, die, anfänglich hitlerbegeistert, die Wahrheit hinter den Kulissen erkannten, so die Geschwister Scholl – aber von denen habe ich erst nach dem Krieg erfahren. Der Zustand Deutschlands war einfach so, dass nahezu alle der regierenden Macht vertrauten. Das mag verstehen, wer will. Ich verstehe es heute nicht mehr und schäme mich dafür. Und ich bemühe mich, mit solchen Beispielen die Bevölkerung vor den wahrscheinlichen Folgen einer geistigen Bewegung nach „Rechts“ zu warnen. Inwieweit das hilft, müssen spätere Generationen beurteilen. Eine realistische Sicht der Dinge erwarb ich mir erst in der Nachkriegszeit, teilweise erst nach dem Abitur 1948.

2. Die Zeit als Student und Lehrer

Vom Studium an einer personell bereinigten Universität erhoffte ich mir eine klarere Sicht der jüngsten Vergangenheit. Ich wählte, was damals die Regel war, die drei Fächer Germanistik, Geschichte, Französisch (anfänglich Englisch). Vor allem im Hauptfach Germanistik erkannte ich sehr früh, dass mich die Literaturgeschichte weit weniger faszinierte als der linguistische Teil des Faches. Diese Schwerpunktbildung hatte schon während der Schulzeit angefangen. Mit siebzehn Jahren kam mir Hermann Pauls *Mittelhochdeutsche Grammatik* in die Hände. Ich verschlang das Buch wie einen Krimi. Mir war klar, dass ich mit diesem Studium die Grundlage eines Lehrerberufes erwerben würde. Zunächst freilich vollendete ich fast zeitgleich mit dem Staatsexamen die Promotion mit einer Arbeit über „Schwäbische Mundart und Umgangssprache. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart“.

Meine erste Begegnung mit dem Lehrberuf (1956) freilich war enttäuschend. Wir waren als „Studienreferendare“ einem Stuttgarter Gymnasium zugeteilt worden. Hier hatten wir aber kaum eine Möglichkeit, Unterricht zu erteilen; in der Hauptsache hatten wir in den Klassen Lehrer, die entweder erkrankt oder für einen Fortbildungskurs abwesend waren, zu vertreten. Da die Schüler schnell merkten, dass wir kaum Strafmöglichkeiten hatten, weil uns die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Einzelnen nicht oblag, trieben sie meist ein komödienhaftes Theater mit uns, so dass wir aufatmeten, als wir später einer bestimmten Schule als „vollwertige“ Lehrer zugeteilt wurden. Ich wurde ans Goldberg-Gymnasium in Sindelfingen nahe Stuttgart geschickt.

Meine ersten Lehrstunden in den Fächern Deutsch, Geschichte und Französisch (später gelegentlich auch Latein) weckten meinen pädagogischen Ehrgeiz. Vor allem das Fach Deutsch bewegte mich. Ich führte Diskussionen ein, auch nach Schülervorträgen. Da ich selbst mit der Politik der Regierung Adenauer (enge Anlehnung an die Westmächte, Abkehr vom kommunistischen Ostdeutschland) nicht einverstanden war und überdies die Förderung der sozial Schwachen wünschte, brachte ich immer wieder Prinzipien der Sozialdemokratie in die Diskussion. Übrigens war ich kein Parteimitglied – ich bin es, nach der „Ostwendung“ durch Willy Brandt, erst 1977 geworden und werde voraussichtlich, wenngleich mit gewissen Vorbehalten, in dieser politischen Partei bleiben, solange ich lebe.

Mit den Schülern verstand ich mich sehr gut. Sie wurden in meine kleine Einzimmerwohnung öfter zu politischen Diskussionen eingeladen. An manchen Wochenenden bot ich Wanderungen in der Umgebung an; alleine bin ich nie gewandert. Mit den Lehrerkollegen, auch wenn ich mit manchen befreundet war, verstand ich mich weniger gut. In den Pausen wurde hauptsächlich über die Höhe der Gehälter gesprochen.

Mein „Doktorvater“ Hugo Moser wollte mich gern in der Wissenschaft haben. Er gewann mich 1970 für eine Untersuchung der deutschen „Alltagssprache“. Ich arbeitete an diesem Thema drei Jahre lang, kam aber zu keinem Abschluss; es erschienen jedoch Aufsätze zu Einzelaspekten. 1973 kehrte ich notgedrungen zur Schule zurück. Vom Kultusministerium in Stuttgart wurde ich für die erforderliche Zeit beurlaubt.

Im Jahre 1960 heirateten Uta Neuburger und ich. Sie war Schülerin am Goldberg-Gymnasium in Sindelfingen, an dem ich Lehrer war, freilich in einer Parallelklasse, in der ich nicht unterrichtete. Beim Abitur 1970 sollte sie die Abiturientenrede halten, während ich mit einer Theatergruppe der Schule „Wallensteins Lager“ aufführte. Uta hat unter anderem das Verdienst, meine Gesundheit gerettet zu haben – ich war durch Studium und die anschließende Lehrerzeit zum Kettenraucher geworden und arbeitete trotz schwindender Leistungsfähigkeit bis an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit: seit 1970 habe ich nie mehr geraucht. Diese Rettung habe ich ihr nur zum Teil vergütet; ich warf mich in die neue Arbeit und ließ sie mit den Mühen der Kindererziehung (wir haben zwei Kinder) weitgehend allein.

3. Das IDS bis 1976

1965 erhielt Hugo Moser den Duden-Preis der Stadt Mannheim. Ich kam zu der Feier im Mannheimer Schloss. Die Geschehnisse dort waren für mein weiteres Leben entscheidend. Als ich das Mannheimer Schloss, in dem die Preisverleihung stattfand, verließ und mich auf den Heimweg machte, fragte mich ein guter Bekannter, ob ich auch mit zu dem Festessen gehe. Ich wusste nichts davon und wollte, da ich nicht eingeladen war, nicht hingehen. Der Freund drang aber so sehr in mich, dass ich schließlich doch mitging. Nach dem Essen, bei Kaffee und Dessert, sprach Moser mit den einzelnen Anwesenden. Ich sagte ihm, noch tief bewegt von dem Festakt, dass dieses Institut mich fasziniere. Er entgegnete nichts darauf, rief mich aber kurze Zeit später an und erklärte mir, dass ich mich an diesem Institut, das in Mannheim angesiedelt war (und ist), als Mitarbeiter bewerben sollte. Kurz danach erfuhr ich, dass ich als stellvertretender Direktor vorgesehen sei. Ich fuhr also nach Mannheim zum seinerzeitigen Direktor, der zugleich Chef der Dudenredaktion war und täglich etwa eine Stunde im Institut nach dem Rechten sehen konnte. Er hatte sich für diesen Job qualifiziert als Herausgeber und Koautor einer neuartigen Duden-Grammatik, zu der er den Teil über den Satz geschrieben hatte.

Der Tageslauf, den ich mir für wissenschaftliche Arbeit erhofft hatte, sah, wie sich nach kurzer Zeit herausstellte, so aus: Ich hatte Arbeitssitzungen für die wissenschaftlichen Mitarbeiter zu leiten; ich musste laufend auch für die Nicht-Wissenschaftler Sitzungen abhalten; ich hatte mich laufend um den Haushalt zu kümmern. Für wissenschaftliche Arbeit blieb kaum Zeit. Zwar entstand eine Arbeit zur deutschen Wortstellung, die damals von vielen Fachkollegen

begrüßt wurde. Das war fast alles, was ich an Förderungsleistungen für unser Hauptthema, die deutsche Sprache, vorweisen konnte. Paul Grebe hatte immer weniger Zeit für das Institut, und wenn Hugo Moser, den das leitende und zur Aufsicht verpflichtete Kuratorium, ein Gremium von über einem Dutzend Mitgliedern, zum Präsidenten des Instituts gewählt hatte, einmal pro Woche das Institut besuchte, war auch dieser Tag für wissenschaftliche Arbeit vertan. Moser hatte Verständnis für meine Probleme, fand aber auch keinen Ausweg. So fiel das Wenige, das ich zur damaligen Linguistik der deutschen Sprache aufbringen konnte, im Wesentlichen in die Abende, die ich oft bis Mitternacht im Institut oder auch zuhause am Schreibtisch verbrachte. Das Familienleben litt darunter mehr, als ich damals wahrnahm. Uta erzog die Kinder, selten mit Strenge, meist mit großem Verständnis. Die Früchte ihrer Arbeit genießen wir im Alter, in dem ich behindert bin und das Letzte an Kraft, das zur Verfügung steht, für die vollbehinderte, an Multipler Sklerose erkrankte Uta aufwenden kann. Dies alles würde wenig helfen, wenn die Tochter nicht wöchentlich für einen ganzen Tag und der Sohn alle paar Wochen für ein paar Tage zu uns käme; sie erledigen Arbeiten, die notwendig sind und die ich nicht mehr schaffe. Den Kindern, die wir durchaus nicht für solche Hilfen erzogen haben, gilt daher unser besonderer Dank.

Trotzdem ging es mit der wissenschaftlichen Tätigkeit allmählich vorwärts. Ich hatte während einer Krankheit, die ich während der Lehrtätigkeit im Krankenhaus zu verbringen hatte, Tesnières Hauptwerk gelesen. Dieses Buch, das ich später übersetzt habe, bestimmte bis zum heutigen Tag meine wissenschaftliche Arbeit. Ich bin nicht als Dependenzgrammatiker geboren, aber Tesnières Verfahren hat mir eben eingeleuchtet, meine späteren Werke, nicht nur die Grammatiken, beruhen auf diesem Spracherklärungsverfahren. Heute wird das vielfach anerkannt. In der Zeit, als ich wissenschaftlich arbeitete, war für die Meisten, die das Deutsche erforschten und erklärten, die Sehweise des großen Chomsky das Maß der linguistischen Dinge.

Dependenzgrammatik, die die Basisstruktur sprachlicher Äußerungen beschreibt und erklärt, hat sich seither als die einfachere Variante erwiesen, wie sich besonders an der Mehrheit automatischer Sprachanalyseverfahren zeigt. Dass sie auch für den Spracherwerb geeignet ist, zeigt eine Vielzahl von Sprachlehrwerken, wie sie neuerdings vorliegen. Diese Grammatik, mag sie nun genannt werden wie man will, fördert offenbar das Verständnis grammatischer Strukturen. Es kann nicht wundernehmen, dass die Mehrheit der Kuratoriumsmitglieder an dieser Beschreibungsart damals nicht weiter interessiert war. Man legte großen Wert auf die Produktion neuer wissenschaftlicher Werke.

In den Jahren 1975 und 1976 ereignete sich Ungewöhnliches. Zu den Beamten des BmFT, die gelegentlich nach Mannheim kamen, hauptsächlich um die Finanzen zu überprüfen, hatten wir bis dahin ein gutes, teilweise fast freundschaftliches Verhältnis. Ende 1975 ging es um einen Betrag von ca. 300.000 DM, der zuvor bewilligt worden war. Im Gespräch sagte einer der Beamten: „Wissen Sie, dass wir diesen Betrag nicht übernehmen?“ Wir waren fassungslos, dergleichen hatte sich bisher noch nicht ereignet. Unsere Hoffnung richtete sich damals auf die Stiftung Volkswagenwerk, von der wir noch weitere 600.000 DM erwarteten, die teilweise durch im Jahr 1975 eingetretene Gehaltserhöhungen verursacht war. Wir waren guter Hoffnung, diesen Fehlbetrag zu erhalten, aus folgendem Grund: Um 1970 war ein leitender Vertreter der VW-Stiftung zu uns nach Mannheim gekommen und sagte uns Folgendes:

Die Stiftung sei bei den von ihr geförderten Wissenschaftlern besonders beliebt, weil sie sich nicht auf termingerechte Anträge zu berechtigten Nachforderungen versteife, sondern für verspätete Anträge Verständnis habe und sie auch mit Zeitverzug bewillige. Anfang 1976 ging es um die Summe von ca. 600.000 DM bei einem Gesamtetat von ca. 2 Millionen DM. Wir arbeiteten weiterhin gut mit der Stiftung zusammen, das Verhältnis zu einzelnen Vertretern, die mit uns befasst waren, war teilweise geradezu freundschaftlich. Als die Überweisung nicht eintraf, fuhren Hugo Moser und ich Anfang Mai nach Hannover, um eine Klärung der Verhältnisse zu erwirken. Der Empfang war diesmal ungewöhnlich frostig, uns wurde Bescheid nach einiger Zeit versprochen.

Was wir damals nicht wissen konnten: Die Leitung der Stiftung hatte gewechselt, der Posten des Vorsitzenden war mit einem höheren Beamten aus dem BmFT besetzt worden. Hätten wir hinter die Kulissen schauen können, so wäre uns klar geworden, dass die Beamtschaft des BmFT, aus welchen Gründen auch immer, ernsthafte Vorbehalte gegen das IDS hatte.

Im Frühjahr 1976 erfuhr ich eher zufällig von einer gewissenhaften Mitarbeiterin, dass der Verwaltungsleiter Schuy, den ich eingestellt hatte, an den Abenden regelmäßig mit dem BmFT telefoniere. Da er dazu keinen Auftrag hatte, stellten Moser und ich ihn eines Tages zur Rede. Er stritt nichts ab, sondern versuchte sein Verhalten damit zu erklären, dass er sich mit einem untergeordneten Beamten des BmFT, der bei „Inspektionen“ regelmäßig dabei war, „angefreundet“ habe und ihm dabei auch Einzelheiten aus den „Etatsitzungen“ des IDS, die regelmäßig von mir einberufen und geleitet wurden, erzählt habe. Es ging, wie mir später klar wurde, um Verschiebungen studentischer Mitarbeiter von einem Projekt in das andere, finanziell weniger ausgeglichene. Dazu muss gesagt werden, dass die studentischen Mitarbeiter oft in verschiedenen wissenschaftlichen Projekten beschäftigt waren. Damit war die Ausgleichsmaßnahme meines Erachtens sachlich begründbar und gerechtfertigt.

Die hektischen Wochen und Monate in der ersten Jahreshälfte 1976 ließen mir keine Zeit, um über mögliche Zusammenhänge nachzudenken. Erst später wurde mir klar, dass diese abendlichen Telefongespräche Schuys die Ursache für den auffallenden Sinneswandel in der Beamtschaft des BmFT waren. Schuy, der nicht in der Lage war, seine Pflichten als Verwaltungsleiter zu erfüllen, hat dies meiner Überzeugung nach nicht getan, um mir oder dem Institut zu schaden, sondern aus reiner Eitelkeit. Natürlich war sein Gesprächspartner sehr interessiert an allen Einzelheiten der Etatsitzungen, die er dann an dafür zuständige Stellen weitermeldete, und der naive Schuy konnte sich vermutlich gar nicht vorstellen, dass dies auch seinem Arbeitgeber schaden könne. Diese Beurteilung der Vorgänge war mir damals, wie gesagt, nicht zugänglich. Sie ist mir erst mehr als vier Jahrzehnte nach meinem Rücktritt klar geworden.

Die Dinge nahmen ihren Lauf. Im BmFT hatte sich offenbar die Meinung gebildet, ich sei an der schwierigen Situation des IDS allein schuld. Eine gewisse Schuld streite ich heute nicht ab, denn ich hätte Schuy als Leiter der Verwaltung besser überwachen und zur Erfüllung seiner Pflichten anhalten müssen. Im Juli rief mich Hugo Moser an und erzählte, er habe von einem leitenden Mitarbeiter des BmFT telefonisch erfahren, dass das IDS gerettet werden könne, sofern Engel zurücktrete. Ich sagte sofort zu, vor allem weil ich Jahre zuvor Moser gebeten hatte, das Direktorenamt abzugeben und als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit verringertem

Gehalt weiter im IDS zu bleiben. Denn ich wollte wissenschaftlich arbeiten, was mir durch die überwiegende Verwaltungstätigkeit kaum mehr möglich gewesen war.

Weder ich noch andere Personen hatten diese Entwicklung vorhersehen können, da es sich keineswegs um neuartige Geschehnisse handelte, sondern um Ereignisse und Zustände, die auch in den Jahren zuvor, wenngleich in geringerem Umfang, zum Jahresende eingetreten waren.

Es kam dann so, wie ich es mir gewünscht hatte: Ich konnte in der Folgezeit an wissenschaftlichen Projekten arbeiten, die mir das Kuratorium übertragen hatte. Mit der Gehaltsverringerung um eine BAT-Stufe war ich einverstanden. Schuy freilich, der den ganzen Wirbel ausgelöst hatte, wurde für sein Verhalten nach meinem Rücktritt noch eine BAT-Stufe höher eingeordnet.

4. Im IDS ab 1976

Als das Auswärtige Amt sich an der Produktion kontrastiver Grammatiken interessiert zeigte und eine finanzielle Förderung solcher Untersuchungen versprach, übertrug man mir die Leitung einer solchen Abteilung. In Abstimmung mit dem Auswärtigen Amt wurden folgende Sprachenpaare geplant: Deutsch-Französisch, Deutsch-Japanisch und Deutsch-Jugoslawisch. Die Leitung der deutsch-französischen Grammatik wurde dem völlig zweisprachigen Jean-Marie Zemb (Paris) anvertraut. Das Werk erschien in zwei Bänden und mit einer völlig neuartigen Darstellungsweise, die für den Sprachwissenschaftler neue Einblicke eröffnet, für den Sprachbenutzer, auch den Sprachlehrer etwas praxisfern, weitgehend philosophisch angelegt ist. Die deutsch-japanische Grammatik wurde Gerhard Stickel, damals Mitarbeiter im IDS, anvertraut. Stickel war mehrere Jahre als Lektor in Japan gewesen, kannte die spezifisch japanische Sehweise und hatte auch einigermaßen Japanisch gelernt. Diese Grammatik ist, wie sich nach einigen Jahren herausstellte, nur in mehreren Teilbänden abgeschlossen und damit nicht als Ganzes erschienen. Die deutsch-jugoslawische, besser: *deutsch-serbokroatische Grammatik* (kurz: *DSK*) hatte ich, zeitweise mit einem deutschen, praktisch zweisprachigen Mitarbeiter, auf den Markt zu bringen. Hier handelt es sich um eine der frühen kontrastiven Grammatiken des IDS. Sie musste weitgehend mit Hilfe serbischer und kroatischer Germanisten erarbeitet werden. Wir gliederten jedes Kapitel und damit das ganze Werk in drei Teile. Im ersten wird das Deutsche, im zweiten das Serbokroatisch beschrieben; im dritten Teil beide Sprachen kontrastiert. Die Kapitel sind folgendermaßen geordnet:

- Einleitung
- Das Verb
- Der Verbalkomplex
- Das Determinativ
- Das Adjektiv
- Die Adjektivphrase
- Die Nominalphrase
- Pronomen und Pronominalphrase
- Die Apposition
- Präposition und Präpositionalphrase

Das Adverb
Der Subjunktork
Der Konjunktork
Sonstige Partikeln
Der einfache Satz
Der komplexe Satz
Gliederfolge
Textstrukturen

In den später entstandenen kontrastiven Grammatiken wurde ein wesentlich einfacheres und systematischeres Verfahren angewandt. In der Zeit der Entstehung musste ich oft nach Jugoslawien reisen, um einheimische Mitarbeiter für das Projekt zu gewinnen und mit ihnen Einzelheiten der Darstellung zu diskutieren.

Insgesamt zeigte sich, dass die Gliederung der *DSK* einfacher und überschaubarer sein sollte. Das kommt in der darauf folgenden *deutsch-rumänischen kontrastiven Grammatik (DRK)* wie auch in den späteren kontrastiven Grammatiken zum Ausdruck. Die *DRK* wurde dank der energischen Mitarbeit der rumänischen Germanistin Speranța Stănescu von der Universität Bukarest sowie einer Reihe besonders fähiger rumänischer Germanistinnen und Germanisten im Jahr 1993 fertiggestellt. Beteiligt war an ihr auch nachhaltig Prof. Dr. Mihai Isbășescu.

Nächstes Projekt war die seit langem geplante *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik (DPG)*. Dank der Unterstützung durch die leitenden Germanisten Eugeniusz Tomiczek und Lesław Cirko sowie weiteren bewährten Germanisten erschien sie im Jahr 1999. Eine Neubearbeitung entsteht unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Danuta Rytel-Kuc (Universität Leipzig) und Prof. Dr. Lesław Cirko (Universität Wrocław [Breslau]). Unter meiner Leitung entstand gleichzeitig eine *deutsch-polnische kommunikative Grammatik*, deren letzter von insgesamt fünf Bänden im Jahr 2018 erschienen ist.

In den siebziger Jahren verfasste ich Arbeiten zur Dependenzgrammatik. Der Ursprung liegt in den sechziger Jahren, als ich während eines mehrwöchigen Krankenhausaufenthaltes die *Éléments de syntaxe structurale*, das Hauptwerk von Lucien Tesnière, durchlas. Die in diesem Buch vorgetragene Schweise der sprachlichen Strukturen, die anderwärts als „Dependenzgrammatik“ bekannt ist, leuchtete mir unmittelbar ein, so dass ich das Buch in den achtziger Jahren mit einer gekürzten deutschen Übersetzung veröffentlichte. Diese Grammatik des **Miteinander** erscheint heute als Alternative zur weltweit verbreiteten Grammatik des **Auseinander**, die heute als Phrasenstrukturgrammatik bekannt ist. Ich habe mehrere Aufsätze zur Dependenzgrammatik des Deutschen veröffentlicht, und auch „meine“ kontrastiven Grammatiken sind dependenziell basiert. Dass es sich bei der Dependenzgrammatik nicht einfach um eine einfachere Alternative zur Phrasenstrukturgrammatik handelt, zeigen die Untersuchungen zur maschinellen Sprachanalyse, die zu mehr als der Hälfte dependenziell basiert sind.

Das ist alles, was ich zu meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu sagen habe. Ich trat im Jahr 1991 in den Ruhestand, weil ich den Umzug in das neue Gebäude des IDS nicht mehr mitmachen wollte, und schrieb als Rentner alles, was seitdem erschienen ist, größtenteils zuhause. Wenn ich nun zusammenfasse, was über den wissenschaftlichen Teil meiner Arbeit seit 1965

zu sagen ist, so bin ich nicht unglücklich über den Hergang der Dinge. Natürlich hätte mehr entstehen können, aber das gilt, so vermute ich, für die große Mehrheit der Wissenschaftler.

Und sollte jemand der Meinung sein, dass in meinem Leben mehr hätte entstehen können, so lasse ich mir das gefallen. Könnte ich noch einmal anfangen, so würde ich vieles anders machen, würde vielleicht sogar die Abfolge der konkreten Arbeiten ändern. Den Kritikern würde ich sagen: Mehr war mir, auf Grund fehlender Erfahrungen, beim besten Willen nicht möglich.